Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

201 (29.8.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 199

Visual Library

Nr. 199. Karlsruhe, Sonntag, den 29. August 1897.

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Radfahrer. (3)

Humoristischer Roman von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

„Hüh", rief er, und trieb die Pferde an, weil die Hinterräder noch die Bohle, die vom Hofpflaster in den Flur überführte, zu überwinden hatten. Etwas freudloses, fast finsteres lag in dem Gesicht des jungen Mannes. Als er den alten Herrn sich entgegen kommen sah, zog er unwillkürlich die Zügel an, um ihn in der immerhin engen Passage ungefährdet vorüber zu lassen. Dabei nahm er seine Ledermütze ab und sagte mit einem Ausdruck des Respekts, wenn auch eines mürrischen: „Guten Tag, Herr Schmidt."

Auch Herr Gotthold zog seinen Hut, wie er ihn vor jedem Menschen, auch dem niedrigsten, zu ziehen sich nicht scheute.

„Guten Tag, Baumann", sagte er; wo geht die Fuhre hin?"

„Nach dem Bahnhofe, Herr Schmidt."

„Wie geht's denn Ihrem Vater?"

„Ich danke, nun geht's ihm ja so wieder, Herr Schmidt."

Der alte Baumann arbeitete im Speicher, wo er seiner Jahre halber nur noch die leichtesten Arbeiten verrichtete. Ein zunehmender Rheumatismus fesselte ihn aber seit den letzten Jahren oft ganze Wochen an's Bett und nur der alte Brauch des Hauses, die ausgedienten Leute nicht auf die Straße zu setzen, hatte Herrn Lorenz Schmidt genötigt, ihm noch weiter seinen Lohn zu zahlen.

„Baumann", sagte Herr Gotthold, indem er stehen blieb, „Ihr Vater hat mir einmal im Frühjahr gesagt, Sie wären unter die Politischen gegangen. Ist das richtig?"

Trotzig blickte der junge Mensch nach seinen Pferden hin.

„Jawoll, Herr Schmidt", sagte er dann in einem Tone, als könnte er nicht lügen, oder wenigstens, als wollte er den alten Herrn Schmidt nicht belügen.

„Ich habe Ihnen keine Vorschriften zu machen, Baumann", fuhr Herr Gotthold ruhig fort. „Sie sind Ihr eigener Herr, und Ihre politische Ueberzeugung geht der Firma nichts an, wenn Sie sonst nur Ihre Sache thun. Blos was fragen kann ich Sie wohl, weil's Ihrem Vater eben darum ist. Sind Sie in Ihrer Sellung mit etwas unzufrieden?"

„Mit meiner Stellung weiter nicht, Herr Schmidt", erwiderte der junge Mensch, wobei aus seinen hellen Augen ein Strahl des Vertrauens zu dem alten Herrn hinüberleuchtete, „aber bei uns heißt es: Einer für Alle, und Alle für Einen, und der Arbeiter soll es halt überhaupt besser kriegen, als er's heute hat und wie die anderen, wie die Reichen, auch eine Freude an der Welt bekommen."

„Baumann", sagte Herr Schmidt, „ich bin siebzig Jahr alt geworden und hab' auch nichts weiter im Leben gethan, als gearbeitet. Was meine Freuden waren, die hab' ich mir nicht mit dem Gelde geschaffen. Sie sind jung, gesund und stark. Das rechnen Sie sich nicht. Mancher Reicher möchte mit Ihnen tauschen. Sie wissen gar nicht, was Sie alles haben. Sie werden's im Leben schon noch lernen. Nanu fahren Sie zu."

Herr Gotthold trat an den Prellstein zurück. Kutscher Baumann machte wieder sein trotziges Gesicht, sagte „Adieu, Herr Schmidt!", rief dann von Neuem „Hüh!" und polternd rollte der Wagen in die enge Gasse hinaus.

Das Comptoir, das an den Hausflur stieß und zu dem Herr Gotthold jetzt die dicke, schwere Eisenthüre öffnete, war, wie alle Räumlichkeiten im Hause, ein enges und dämmeriges Gewölbe. Ein langes Doppelpult stand darin, an dem die Buchhalter und Schreiber saßen, alles ältere Leute, die dem Hause schon seit vielen Jahren angehörten. Gewöhnlich herrschte eine lautlose Stille am Tisch, die nur das Kritzeln der Federn und das Geräusch der umgewendeten Blätter in den Büchern unterbrach. Das Oberregiment in diesem Raume führte der älteste Buchhalter, Herr Jeckel, der auch den besten Platz am Pulte hatte, vorn am Fenster, das Licht zur Linken. Herr Jeckel war schon ein Mann über die Sechzig, doch hätte er ohne seinen Fensterplatz nicht leben können. Auf seinem Comptoirbock sah er wie ein graues Fragezeichen aus. Er kümmerte sich um nichts auf der Welt als um seine Bücher, die ihm wichtiger als seine Frau und Kinder waren, und alle sonstigen Geschehnisse des Lebens zogen an ihm wie flüchtige, nichtige Schatten vorüber.

Ihm gegenüber saß ein junger Mensch, der einzige Vertreter der Jugend an diesem Pulte. Er zeichnete sich durch einen sehr sorgfältig pomadisierten Scheitel und eine ungeheuere salatgrüne Kravatte aus und selbst der verschlissene Comptoirrock, den er anhatte, trug noch die Spuren seiner ehemaligen Eleganz und Herrlichkeit, Erinnerungen jener Zeit, wo er noch ein stolzer Sonntagsrock gewesen war. Der junge Mann war in die Lektüre einer Zeitung vertieft, die er in dem dicken Kontobuch vor sich liegen hatte, und er merkte in seinem Eifer nicht, daß sein geschäftswidriges Gebahren seit einer geraumen Zeit von seinem Gegenüber, Herrn Jeckel, beobachtet wurde.

„Was haben Sie denn dort, Hofmann?" fragte endlich Herr Jeckel.

Der junge Mensch fuhr auf, breitete über die Zeitung ein Kontoblatt und sagte frech: „Gar nichts, Herr Jeckel!" worauf er sich ohne Umstände, die Feder eintauchend, von neuem zu seiner Arbeit anschickte.

„Sofort geben Sie die Zeitung her, die Sie haben", fuhr Herr Jeckel fort.

„Ich hab' blos 'mal reingesehen", erwiderte Hofmann, und malte bereits wieder seine Zahlen, als wäre die Sache für ihn erledigt und Herr Jeckel keine weitere Respektsperson.

„Sie sind der Jüngste hier und sind noch Lehrling, aber wie Sie sich zu benehmen haben, das lernen Sie nicht. Jetzt

geben Sie die Zeitung her oder ich melde es Herrn Schmidt", sprach Herr Jeckel noch einmal.

Die übrigen Herren nahmen von diesem Auftritte keine weitere Notiz, sondern sie schrieben, als wäre Hofmanns Ungebührlichkeit etwas alltägliches, das man am besten mit Verachtung strafe, ruhig in ihren Büchern weiter.

Herrn Jeckels Drohung fruchtete und mit einer suffisanten Miene streckte Hofmann seinem ersten Vorgesetzten das verlangte corpus delicti entgegen.

„Die Rad-Welt", sagte Herr Jeckel, den Titelkopf der Zeitung betrachtend, was ist das für ein Blatt?"

Hofmann lächelte noch suffisanter, als fühlte er sich in diesem Augenblicke über den grauen, alten Mann, der sein Vorgesetzter sein wollte, unendlich überlegen.

„Ich fahre Rad", sagte er.

„Was machen Sie?" fragte Herr Jeckel, seine Brille auf die Nase hinaufschiebend, als müßte er mit bloßem Auge den Gegenstand seiner Verwunderung sich gegenüber betrachten.

„Ich fahre Rad", wiederholte Hofmann.

„Lehrling bei Timotheus Schmidt und Sohn sind Sie", versetzte Herr Jeckel, „sonst haben Sie gar nichts zu machen. Verstehen Sie mich?"

Hofmann räusperte sich laut. Es klang, als wollte er etwas in sich unterdrücken. Dann arbeitete er, ohne etwas zu erwidern, aber noch immer mit dem unziemlichen Grinsen, weiter.

„Daß Sie mir das Zeug nicht noch einmal in's Comptoir bringen", sagte Herr Jeckel, „jetzt stecken Sie's ein."

Hofmann versenkte das Blatt, das ihm Herr Jeckel wieder überreichte, in seine Tasche, worauf die allgemeine Stille wieder eintrat, nur unterbrochen vom Kratzen der Federn und dem Blättergeräusch, bis die Thürklinke quietschte und die Gestalt des eintretenden Herrn Gotthold auf der Schwelle erschien. Seine Erscheinung brachte, weil sie zu den täglichen Gewohnheiten im Comptoir gehörte, kein Aufsehen darin hervor. Sie gehörte zu dem Inventarium.

„Mahlzeit", sagte Herr Gotthold.

„Mahlzeit, Herr Schmidt", klang es im einstimmigen Chorus von dem Doppelpult zurück.

„Mahlzeit, Herr Schmidt", sagte noch einmal besonders und hinterher, wie alle Tage, Herr Jeckel.

Vom Comptoir führte eine Thüre nach dem anstoßenden Privatcomptoir. Die Thüre stand jetzt offen.

„Ist mein Bruder noch nicht da?" fragte Herr Gotthold, ein wenig erstaunt davor stehen bleibend.

„Bis jetzt noch nicht, Herr Schmidt", sagte Herr Jeckel.

Es war vier Uhr. Pünktlich um halb kam Herr Lorenz Schmidt von seinem Mittagessen und dem Verdauungsspaziergange, den er immer darauf folgen ließ, zurück, und seit Jahren hatte darin keine Ausnahme stattgefunden. Pünktlichkeit war allen beiden Brüdern Grundsatz und Gewohnheit.

„Ist was vorgekommen?" fragte Herr Gotthold.

„Ich wüßte nichts, Herr Schmidt" erwiderte gelassen Herr Jeckel.

„Dann will ich warten", sagte Herr Gotthold, und begab sich in das für den Prinzipal der Firma reservierte Zimmer hinein; nach seinem Sohne hatte er nicht gefragt, weil er wußte, daß derselbe um diese Zeit gewöhnlich auf dem Speicher beschäftigt war. Herr Gotthold blätterte in den unerledigten Briefschaften, die noch auf dem Pulte lagen, und wartete.

Es wird nun nötig sein, uns nach Herrn Lorenz umzusehen, dessen Ausbleiben seinem älteren Bruder so unerklärlich schien.

Herr Lorenz Schmidt pflegte seine Spaziergänge nach dem Mittagessen, das er seit Menschengedenken immer in einem bestimmten alten Restaurant verzehrte, in den besagten schönen Buchenwaldungen zu absolvieren, die den Stolz der Stadt bildeten. Obwohl er einmal gelesen hatte, daß die unmittelbare Bewegung nach Tisch der Gesundheit nicht gut that, und seine Gesundheit sonst seine Sorge war, verblieb er doch halsstarrig bei dieser Gewohnheit, weil er sich wohl dabei befand. Viele Jahre lang hatte sich Herr Lorenz Schmidt, zur Sommer- und Winterzeit, hier in der friedlichen Natur erquickt. Die Wege, die den Wald durchkreuzten, waren in ihrer Art wirkliche Musteranlagen und wurden von der Stadt unter großen Geldopfern in ihrem vorzüglichen Zustande ständig unterhalten. Für Lastfuhrwerk waren sie gesperrt, dagegen flogen zahlreiche Equipagen und elegante Reiter hindurch und die Fußgänger, für die auf der einen Seite ein Blanket lief, sahen mit Behagen dem munteren Treiben zu. Der Wald hieß allgemein die Erlenriede.

Seit etwa einem Jahre wurden Herrn Lorenz Schmidt seine Nachmittagsspaziergänge unbarmherzig vergällt. Die Alleen in der Erlenriede wimmelten bei schönem Wetter zu jeder Tageszeit von vorübersausendem Radfahrervolke und täglich wurde dieses Uebel größer. Klein hatte es angefangen und Herr Lorenz hatte im Anfange, als die Seuche begann, derartigen von ihr ergriffenen Leuten, wenn sie an ihm vorbeifuhren, ironisch nachgesehen, wie es eben so eine Hanswurstgesellschaft verdiente. Das Uebel, das im Anfang nur etwas Komisches zu sein schien, war eine Heuschreckenplage geworden. „Bim bim" klang es neben, vor und hinter Herrn Lorenz. Wie plötzliche Gespenster schossen diese Gestalten an ihn heran und im Nu waren sie, ebenfalls wie Gespenster, um die nächste Kurve verschwunden. Dieses „Bimbim" machte Herrn Lorenz nervös. Auch ärgerte es ihn, während er als Fußgänger gemächlich seinen Weg durchmaß, daß dieses Volk so that, als hätte es vor einem Fußgänger etwas voraus. Leuten, die in Equipagen an ihm vorüberfuhren, konnte Herr Lorenz verzeihen; Equipagen und Leute, die sich welche halten konnten, waren eine alte hergebrachte heilige Einrichtung. Auch erkannte Herr Lorenz die Vorrechte der Reichtums an. Anders war es mit diesen Vehikeln. Krethi und Plethi saß darauf und nicht genug damit: Mühelos überholten sie auch noch die zweispännigen Fuhrwerke.

(Fortsetzung folgt.)

Im türkischen Frauenbad.

Während die türkischen Dampfbäder wunderschön sind, giebt es kaum etwas Primitiveres als die Seebäder am Bosporus und am Marmarameer. Selbst in Bujukdere, Therapia und Moda, in den Sommerresidenzen der vornehmen Welt von Pera, der verwöhntesten Diplomatenfamilien, anspruchsvoller Engländerinnen und Französinnen, ist das Bad eine ins Meer hineingeworfene, elende Holzbude aus ungehobelten Kistenbrettern, mit ganz unglaublich engen Ankleidekabinen, in denen man sich wie in einer Marterkammer befindet, da spitzige Nägel und riesige Splitter oben und unten drohen. Zur Schonung der Füße muß man sich stelzenartiger Holzschuhe, der sogenannten Gallinsches, bedienen, bis man ins Wasser steigt. Der Boden des Bades ist ebenfalls gänzlich ungehobelt und gar nicht für zarte Füßchen berechnet. Wenn aber von Norden häufiger und häufiger die frostigen Winde zu wehen beginnen, und das Seewasser so kalt wird, daß es nicht mehr zum Bade verlockt, wandert Alles, was sich waschen und dabei amüsieren will, ins türkische Volksbad. Dies ersetzt insbesonder den türkischen Frauen alle Vergnügungen, die den europäischen Damen vergönnt sind. Das Bad muß den türkischen Frauen das Theater, den Ball, die Reise ersetzen. Es ist die einzige wesentliche Abwechslung im Verträumen ihres Daseins. Und es geht bunt und fröhlich genug her in diesen wunderschönen, marmorgepflasterten Hallen, wo jedes Wort dreifach widerhallt. Schon wenn man von der Thür aus in das erste Gemach tritt, gelangt man in eine ganz eigentümliche orientalische Umgebung. Das Eintrittszimmer ist zugleich das Auskleidezimmer. Da sitzen sie, die Türkinnen, schon entschleiert, in ihren bunten Kleidern, rauchend, naschend, lachend, auch ihre Kinder säugend oder sich schminkend. Man entkleidet sich da ungeniert vor aller Welt. Auf einem Kanapee thront, ihrer Wichtigkeit bewußt, die Kassiererin. Ihr übergiebt jede Frau ihr Geld, ihren Schmuck. Sie herrscht souverän über das Badepersonal, sie mustert die Besucherinnen, hat stets eine liebenswürdige Frage im Munde, und die ins Bad gehenden Frauen grüßt sie mit dem schönen türkischen Gruß: „Güleh güleh gelirinis", „lächelnd sollst Du wiederkommen". An den Wänden entlang stehen niedrige Kanapees. In der Mitte des Zimmers befindet sich eine reich geschmückte türkische Uhr. Ein Mangal, ein offener Kohlenherd in einem metallenen Gefäß, steht auf dem Boden und strömt Wärme aus; Oefen giebts in den türkischen Häusern und auch in den türkischen Bädern nicht. Auf der Asche des Mangals stehen die kleinen kupfernen Töpfchen mit langen Stielen, in denen Mokka gekocht wird. In großer Zahl sind improvisierte Wiegen angebracht, da die Frauen ihre ganze Familie ins Bad mitnehmen. Die Art der Herstellung der Wiegen ist ebenso einfach als bemerkenswert. Um zwei der Holzsäulen des Gemaches werden zwei Stricke geschlungen und diese durch einen Polster auseinander gehalten; auf das so hergestellte Bett wird nun das Kindchen gelegt und dann rund um das Baby und die Wiege ein weiches Tuch geschlungen, damit das kleine Wesen nicht herausfalle. Und daneben hockt, selbst träumend, die erloschene Cigarette in der Linken, den eintönigen Refrain eines melancholischen Liedes gurgelnd, die alte Dienerin des Hauses und zieht einen vom Bettchen herabhängenden Strick hin und her — die Wiege schaukelt . . . . . Ueberhaupt lernt man das große Dolce far niente des türkischen Frauenlebens nirgends besser als im Bade kennen. Die Badeausrüstung wird schon früh morgens geschickt, und sie ist nicht gering,

handelt es sich doch darum, für den Aufenthalt eines ganzen Tages oder wenigstens mehrerer Stunden vorzusorgen. Ein ganzer Haushalt wird mitgeschleppt. Man sieht da große Packete mit achtlos behandelten schönen Teppichen und Betten eintreffen, Bündel mit Hemden und Höschen für die kleine Welt — Windeln sind hier ungebräuchlich. Dann die Wäsche der Damen selbst! Zuletzt, aber nicht als letztes nach Quantität und Qualität — das Essen für das Dejeuner und das Diner, eine Kollektion kalter Eier, Hammelbraten, die sogenannten Dolmades — ein orientalisches Leibgericht: gehacktes Fleisch mit Reis und Zwiebeln in Weinblättern eingerollt — endlich Schafkäse und Obst . . . . Und nun das Bad selbst. Wenn ich eintrete, däucht's mir, ich sei in ein Nixenbereich getreten. So feucht ist die Luft, so weiß der Marmor, so gedämpft das Wort; und gerade vor mir im luftigen Getändel zwei junge Wesen. Lang fließt ihnen das schwarze Haar herunter und große Märchenaugen blitzen aus den blassen Gesichtern, und an den schönen, nackten Leibern rieselt das Wasser nieder. Und da — die Vision wird immer vollständer! Ein Meeresungeheuer scheint meine beiden Nymphen zu bewachen. Vor einer nahen Wasserleitung liegt ein immenser Körper wie mit Moos bewachsen, ganz schlammig und grün, und macht träge Bewegungen. Schon denke ich an ein wohl konserviertes prähistorisches Urwesen — beinahe habe ich Lust zu entfliehen — da erhebt sich das scheinbare Ungeheuer und entpuppt sich als eine Türkin ältester, fettester Ausgabe. Sie ist gar nicht gefährlich, diese alte Türkin. Ich frage sie nach der Ursache des merkwürdigen Aussehens ihrer Oberfläche, und sie zeigt mir unter vielen Lobpreisungen eine fette Erde, die im Wasser schleimt und mit der sie sich beinahe ganz eingerieben hatte. Dadurch, sagte sie mir, schütze man sich gegen das böse Auge, gegen arge Hautkrankheiten und gegen das böse Fieber. Wie man mir sagte, soll diese Erde, die man Hannah oder Chuah nennt, von wirklich guter Wirkung für die Haut sein. Neben den beiden leuchtenden weißen Frauenkörpern und der „bemoosten" Türkin erscheint als dritter Gegensatz die Badewärterin. Sie stelzt auf ihren Gallinsches, den schon früher erwähnten Holzschemelchen, heran, in denen sie leicht wie in Schuhen geht und die hier notwendig sind, weil der Boden heiß und von der Seife schlüpfrig ist, und ladet mich mit einer majestätischen Handbewegung und mit einem Maschallah — das heißt: „Ach Du Wunder Gottes!" — ein, zu ihr herzukommen, um mich frottieren zu lassen. Sie ist von skeletthafter Magerkeit und trägt um die Lenden einen kleinen Schurz — sonst nichts; das Haar hat sie wie ein Kapuziner kranzartig um den Kopf geschnitten und über der Stirn trägt sie von der Hitze merkwürdiger Weise nicht verwelkte farbenschöne Hyazinthen. Auch ein Halsschmuck fällt mir auf — es ist ein ganz hellblauer durchsichtiger Stein mit eingravierten goldenen Schriftzeichen, getragen an einem grünen Seidenschnürchen. „Woher hast Du das?" frage ich. „Von Mekka", entgegnete sie und fromm wendet sie den Blick nach dem heiligen Osten. „Und von wem?" frage ich weiter. Von ihrem Efendi, lautet die Antwort, aber der sei schon zehn lange Jahre tot. Die Luft ist so wohl und warm und die Lust zum Scherzen kommt mich an. „Und wenn ich einen anderen für Dich wüßte?" fragte ich sie. „Er ist ein vornehmer Herr und hat einen schönen Konak und zahllose Eunuchen." Und während sie meine Haut mit ihren mageren Fingern von meinem Leibe reibt, fragt sie: „Und Du? Wirst Du nicht eifersüchtig werden?" Ich lachte hellaut auf. Der Gedanke an eine solche Konkurrenz erscheint mir spaßhaft. „Nein", erwiderte ich. „Ich bin eine Frankin und bin à la franca verheiratet. Und unsere Männer besitzen stets bloß eine Frau." Jetzt lachte sie. Nicht laut, aber impertinent, und wir sprechen nicht mehr von Heiratsgedanken.

Ein völlig regenloses Land.

Es sind wohl Landgebiete auf der Erde bekannt, in denen der Regen zu den größten Seltenheiten gehört, jedoch hatte man bisher keine Kunde von einem Gebiete außerhalb der Polargegend, in dem niemals Regen, sondern das ganze Jahr hindurch nur Schnee fällt. Ein solches Land betrat zum erstenmal im Jahr 1890 der russische Forscher Roborowsky in Innerasien. 1889 zweigten sich Roborowsky und Kozloff von der Expedition Pjewzoff ab, um in der Wüste des Tarimbeckens und dessen südlichen Randgebirgen Exkursionen zu machen; die Ergebnisse dieser Forschung sind in vieler Hinsicht von geradezu hervorragender Bedeutung, dieselben wurden im vorigen Jahre in einem umfangreichen Bande von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht. Unter den einzelnen Expeditionen der beiden genannten Reisenden ist die zweite Expedition von Roborowsky in das Hinterland der sogenannten russischen Kette der Astyntagh die merkwürdigste. Die genannte Gebirgskette wurde von Norden her überschritten und das Thal eines südöstlich fließenden Flusses bis zum Oberlaufe des Kerija-Flusses verfolgt; der Kerija entspringt auf dem tibetischen Hochlande und wendet sich an dieser Stelle nach Nordwesten, um am Fuße des Kuen-Lun entlang zu fließen. Den Pfad, den Roborowsky mit seinem kleinen Trupp jetzt betrat, hat vor ihm noch vielleicht kein Mensch beschritten. Am Kerijaflusse überraschte ihn am 22. Mai ein so heftiger Schneesturm, daß er zur Umkehr genötigt wurde. Doch es reizte den kühnen Forscher, an dieser Stelle noch weiter vorzudringen, um den südlich vorbelagerten Uzutagh zu überschreiten und einen Blick in das Land jenseits zu thun. Im Monat Juni desselben Jahres befand er sich zum zweitenmale an dieser Stelle und führte nun seinen Vorsatz aus. Jenseits der letztgenannten Gebirgskette dehnte sich vor seinen Blicken eine furchtbare Wüste aus, deren Lage 16 600 Fuß über dem Meeresspiegel ist (also höher als die höchsten Berge Europas). Mitte Juni zeigte sich in diesem Gebiete nicht die geringste Spur von Leben, die Oberfläche des Bodens war mit niedrigen Reihen steiniger Hügel bedeckt, die aus scharf abgebrochenen Quarzschichten bestanden. Nachdem die Expedition 22 englische Meilen in dieser Einöde vorgedrungen war, traf sie auf ein paar armselige Weidenbüsche, sonst zeigte sich nicht einmal die genügsame Flechte auf dem den Boden bedeckenden Gestein. Als einzige Tiere zeigten sich ein paar sehr heruntergekommene Orongo-Antilopen, die so vollkommen erschöpft waren, daß sie in einer Entfernung von wenigen Ellen an den Menschen vorüber gingen, ohne die Anwesenheit derselben und die dadurch drohende Gefahr zu beachten. In dieser Wüste scheint der Regen unbekannt zu sein und das ganze Jahr hindurch nur Schnee zu fallen. Im Monat Juni schneit es jeden Tag, jedoch verdunstet der Schnee sofort wieder von dem Boden. Am Morgen des 15. Juni fand Roborowsky in einer Höhe von 17,080 Fuß eine Temperatur von — 12 Grad. Nachdem 40 englische Meilen in dieser fürchterlichen Gegend zurückgelegt waren, mußte der Forscher an die Rückkehr denken, da seine Pferde infolge des scharfen steinigen Bodens vollkommen aufgerieben waren, nur eines der Tiere rettete aus diesem Wüstenmarsche sein Leben. An dem Nordrande des Gebirges hatte die Expedition besonders mit den fortdauernden Sandstürmen zu kämpfen, von deren Heftigkeit man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Der Abhang des Gebirges ist hier mit einer mächtigen Schicht von Loeß bedeckt, jener ungemein feinkörnigen Bodenart, die in China so ungeheure Räume einnimmt und auch in Deutschland, besonders in der oberrheinischen Tiefebene, sehr verbreitet ist. Dieser zarte Boden wird vom Winde leicht ergriffen und in die Lüfte getragen, wo sich bei starken Stürmen so gewaltige Massen von Staub zusammenhäufen, daß sich die Sonne verfinstert wie bei einer Sonnenfinsternis. Fällt zugleich Regen, so reißt jeder Regentropfen eine kleine Menge von Staub aus der Luft mit sich, das Wasser verdunstet, noch bevor der Tropfen den Boden berührt, fast völlig, und statt des nassen Regens fällt ein Regen von Steinklümpchen zu Boden. Hört der Sturm auf, so fällt der Staub wieder zu Boden und trägt an einer andern Stelle zur Vermehrung der Loeßdecken bei. Ganze Wälder von Pappeln werden in diesem Staube begraben, der bis zu 40 Fuß Höhe um die Stämme aufgehäuft wird. Die Bäume sterben dann rasch ab und zerfallen, wenn ein späterer Sturm die sie umgebenden Staubmassen wieder wegbläst. (Karl Stangens Verkehrszeitung.)

Verschiedenes.

„In schonender Weise." Im „Wiener Tagblatt" erzählt Sigmund Schlesinger folgende Anekdote: „Der König Wilhelm von Württemberg hatte einen Privatsekretär, der sich vom Bauernsohne durch besondere Anstelligkeit und Findigkeit zu dieser Stellung emporgearbeitet hatte und, obwohl in Rede und Haltung das bäuerliche Wesen oft genug verratend, trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb, das Vertrauen des alten Königs genoß, der ihn gerne zu allerlei persönlichen Aufträgen und besonders intimen Missionen verwendete. So ließ er ihn denn auch eines Tages kommen, um ihn in besonderer Sendung nach Frankfurt a. M. zu schicken, wo damals noch der Bundestag residierte. Württemberg war auf demselben durch Frhrn. v. Linden vertreten, den späteren nachmärzlichen konstitutionellen Minister, der den konservativen Staatsmännern des Vormärz als ein höchst anrüchiger Liberaler galt. Fürst Metternich hatte schon zu wiederholtenmalen seinen Unwillen über die freisinnigen Anwandlungen kundgegeben, deren sich das räudige Bundestagsschaf schuldig machte, und König Wilhelm, so sympathisch ihm der Baron persönlich war, und so sehr er insgeheim mit ihm übereinstimmte, erkannte es doch als mißlich, in allzu schroffen Gegensatz zu den Gewaltigen in Wien zu geraten. Er hatte also die Abberufung Linden's beschlossen. Doch sollte dieselbe, um den ihm so werten Staatsdiener nicht zu verletzen, in schonendster Weise und unter Vermeidung jeden Scheines einer Ungnade geschehen. Der Privatsekretär sollte also in direkter Mission des Königs ihn zuerst ganz diskret und in zartester Form auf den notwendig gewordenen Entschluß vorbereiten und ihn der ungeminderten Huld des Monarchen versichern, sowie daß sich derselbe seine Wiederverwendung im Staatsdienste vorbehalte. Das Alles setzte der König seinem Vertrauensmanne auseinander und händigte ihm das Entlassungsdekret ein, welches dem Staatsmann in Frankfurt nach vorangegangener entsprechender Präparierung übergeben werden sollte. „Aber ich bitte Eure Majestät zu erwägen," erlaubte sich der Sekretär zu bemerken, „daß Baron Linden ein sehr aufwallender Herr ist und stark in die Höhe gehen wird." „Darum, mein

Lieber, schicke ich Sie ja eben hin, weil ich will, daß Sie dem zuvorkommen und ihm die Sache in besänftigender Weise beibringen". Der Privatdelegierte reiste ab, kam in Frankfurt an und ließ sofort bei Herrn von Linden anfragen, wann derselbe geneigt sei, ihn zu empfangen, da er ihm einen Spezialauftrag des Königs mitzuteilen habe. Der hitzköpfige Bundestagsgesandte wartete aber den Besuch des königlichen Mandatars gar nicht ab, sondern stürmte sofort zu demselben hin. „Gut, daß Sie da sind," brauste er hervor, „ich habe eben eine Beschwerde nach Stuttgart senden wollen. Alle meine Schritte werden von dort durchkreuzt, ich werde beständig desavouiert, und ich habe Seiner Majestät vorstellen wollen, daß, wenn das nicht gründlich anders wird, ich mich gezwungen sehen werde, auf meiner Entlassung zu bestehen." „Da ist sie schon!" platzte der Andere heraus und zog das Entlassungsdekret aus der Tasche. Das war die diplomatische Weise, die königliche Botschaft dem Adressaten sänftiglich mitzuteilen, zu welchem Behufe der Ueberbringer expreß mit der heiklen Mission betraut worden war.

Im Jahre 2000. Bellamy, der Verfasser des „Rückblickes aus dem Jahre 2000", eines Phantasie-Gebildes auf sozialistischer Grundlage, hat in einer neuen Schrift, „Equality", neue Luftschlösser aus dem zwanzigsten Jahrhundert gebaut. Auch diese Luftschlösser sind mit denselben Personen bevölkert, die wir aus der früheren Schrift kennen: ein zum Leben zurückgekommener Julian West aus dem neunzehnten Jahrhundert, ein Dr. Leete in Boston, die reizende Tochter desselben, Edith, die sich in Julian West verliebt. Im zwanzigsten Jahrhundert werden nach der neuen Fantasie Bellamys Frauen und Männer gleiche Kleider tragen, und zwar werden diese aus Papier sein. Die gesellschaftliche Gleichheit hat alle Nachteile ausfindig gemacht, die sich bei uns durch Wollstoffe einnisten. Kahlköpfe giebt es nicht mehr, denn Papierhüte sind den Haarwurzeln ganz besonders zuträglich. Unsere Abkömmlinge werden aus papierenem Geschirr essen und trinken, und das Zerschmettern von Geschirren der Küche wird nie mehr die beschauliche Ruhe des Salons stören. Die Modegöttin ist abgeschafft, eine Scheere und ein Topf Kleister sind die einzigen Werkzeuge, die man im zwanzigsten Jahrhundert braucht, um aus Papier Anzüge herzustellen. Jedermann schneidert nach seinem eigenen Geschmacke. Thürschlösser giebt es nicht mehr; niemand stiehlt, weil niemand das Gestohlene verkaufen kann. Der Phonograph hat der Kunst des Schreibens ein Ende gemacht. Nur Edith Leete hat sie noch nicht vergessen, denn sie kann alte Liebesbriefe lesen. Ein mit einem Schnupfen behafteter Professor kann zu einer Million Schüler mit größerer Leichtigkeit sprechen als heutzutage ein Lehrer, der 50 Schüler anruft. Die gemeinsame Erziehung, das Turnen und der gesunde Einfluß der Papierkleider haben die Frauen den Männern gleichgemacht.

Kalte und warme Jahre. Ueber die periodische Wiederkehr kalter und warmer Jahre veröffentlicht Dr. F. Maurer in der „Meteorol. Zeitschr." eine Abhandlung, deren Endergebnis folgendes ist: In gewissen Zeiträumen, vielfach von etwa 15 Jahren, wechseln Wärmeperioden mit Kälteperioden ab. Die Wärmeperioden weisen neben den warmen Sommern auch die mildesten Winter auf, in den Kälteperioden dagegen tritt neben den kühlen Sommern auch die Mehrzahl sehr strenger Winter auf, während die mäßig kalten Winter auf Wärme- und Kälteperioden nahezu gleichmäßig verteilt sind. Da kaum ein Zweifel hierüber bestehen kann, daß die sogenannten säkularen Temperaturschwankungen sich auch in Zukunft wiederholen werden, so ist anzunehmen, daß die nächste voraussichtlich um die Wende des Jahrhunderts beginnende Wärmeperiode sich durch die Wiederkehr einer Reihe warmer und sehr warmer Sommer neben vereinzelten sehr milden Wintern im westlichen Mitteleuropa bemerkbar machen wird.

Englisch und Schwäbisch. Dem „Berl. Tgbl." wird geschrieben: Wenn Engländer schwäbisch verstehen, so ist dies, namentlich auf Reisen in Italien, eine sehr schöne Sache. Daß es solche Söhne Albions giebt, das hat ein in Mailand ansässiger biederer Schwabe, Großkaufmann und nebenbei Reserve-Offizier der Artillerie, zu seiner hellen Freude erfahren. Herr M. machte mit seiner Gattin jüngst eine kleine Reise und dachte an nichts Böses, als urplötzlich ein baumlanger Englishman ins Coupé hereinlümmelte und es sich nach seiner Art bequem machte, das heißt, seine langen Spazierhölzer über die gegenüberliegenden Sitze und der Dame beinahe unter die Nase schob. Höflich, wie der Schwabe nun einmal ist, versuchte es unser Landsmann mit Englisch — allein Pseudo-Jameson that, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Darauf Französisch; dann Italienisch — derselbe Erfolg. Nun aber ging es unserm Schwaben wie dem Ritter im Uhland'schen Liede: „Da wallt dem Schwaben auch sein Blut —", und er stülpt sich ohne weiteres Rock- und Hemdärmel auf, unter denen ein Paar eiserne Arme sichtbar werden, wie ein richtiger Kanonier sie braucht, und frägt den Engländer nunmehr in echt schwäbischer Mundart, aber diesmal nicht mehr verbindlich flötend: „Ob Sie Ihre Füeß wegdeant?" („Füße weg, oder!—") Ich kann Ihnen versichern, daß Mister Englishman dem schwäbischen Kommando mit derselben Fixigkeit parierte wie ein gezüchtigter Schuljunge, und daß er schwerlich sobald die schwäbische Lektion vergessen wird — auch wenn er den Wortlaut vielleicht nicht vollständig erfaßt hat.

Wo Alles liebt. . . . Die Künstler des Petersburger Ballets haben an ihre Kameraden von der Pariser Oper nachstehende Depesche gerichtet:

Die Balletkünstler der kaiserlichen Theater von Petersburg feiern die glückliche Ankunft des Präsidenten der französischen Republik, Herrn Felix Faure, und benützen diese Gelegenheit, um ihren Kameraden vom Ballet der Pariser Oper ihre aufrichtige Sympathie auszudrücken. (Folgen die Unterschriften der Balletmeister und des Regisseurs.)

Die Künstler der Pariser Oper antworteten sofort:

Unendlich gerührt von der zarten Aufmerksamkeit ihrer Kameraden vom Ballet der kaiserlichen Theater von Petersburg, danken und umarmen sie die Tanzkünstler der Pariser Oper aus ganzem Herzen.

Humoristisches.

Fatal. „Junger Mann, weshalb wollen Sie eigentlich meine Tochter heiraten? Aus purer Liebe oder weil Sie glauben, Sie bekommt später mal ein hübsches Geld?" — „Oh, ich versichere Sie, das Geld ist mir höchst gleichgiltig. An das habe ich überhaupt nicht gedacht!" — „So, das freut mich, zu hören. Nun kann ich die Hunderttausend, die ich ihr mitgeben wollte, zum Vermögen meiner andern Tochter schlagen."

Aus der Schule. Lehrer: „Also übersetze 'mal: Il reçut le coup de grâce." — Der kleine Johnny: „Er empfing die Kuh mit Gras." — Lehrer (streng): „Weshalb hast Du Deine Geographie-Aufgabe nicht gelernt, Tommy?" — Tommy: „Weil die Zeitungen schreiben, daß auf der Landkarte von Europa demnächst doch Veränderungen vor sich gehen."

Boshaft. A.: „Ich finde, daß meine akademische Bildung mir bei meinen Bemühungen, eine Lebensstellung zu erringen, hinderlich ist." — B.: „Aber warum sagst Du denn den Leuten, daß Du studiert hast; thätest Du das nicht, so würde Niemand etwas davon merken." (Humor des Auslandes in der „Münchn. Jug.")

Litterarisches.

— Dem Andenken der Düppelstürmer ist das 8. Heft des nationalen Prachtwerkes „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen", Ernstes und Heiteres aus der Vaterländischen Geschichte 1797—1897, von Hans Kraemer, (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., 15 Lieferungen à 50 Pf.) geweiht. Vom Tag des Auszugs begleitet der Text die Truppen der verbündeten Mächte, schildert den denkwürdigen Ehrentag der Artillerie bei Missunde, die Kämpfe zu Land und zur See bis zum Sturm, und diesen selbst in großer Ausführlichkeit, bis zum Rückzug der Dänen auf die Insel Alsen. Von besonderem Interesse sind die Darstellungen zweier fast vergessener Ereignisse, des Seegefechts der jungen preußischen Marine bei Jasmund und die verwegene nächtliche Eroberung der Insel Fehmarn. Den illustrativen Schmuck des Heftes bilden eine große Reihe packender Gemälde und Zeichnungen erster Künstler, so daß auch dieses Heft sich würdig seinen Vorgängern anreiht.

— Aus dem Orient. Von Gustav Hirschfeld. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur 1897. — Dieses Werk ist gerade in unsern Tagen von ganz besonderem Interesse. Der Verfasser, bis zum Jahre 1895 ord. Professor der Archäologie an der Universität zu Königsberg i. Pr., durch seine „Ausgrabungen in Olympia", „Paphlagonische Felsengräber" u. a. Werke in weiteren Kreisen bekannt, gilt als einer der gründlichsten Kenner Griechenlands und Kleinasiens. Seine ausgedehnten Reisen und sein langer Aufenthalt im Orient machen ihn zu einem kompetenten Beurteiler von Land und Leuten, so daß ein Werk aus seiner Feder über die von ihm durchforschten Länder unbedingten Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben darf. So auch sein letztes Werk „Aus dem Orient", welches folgende Studien enthält: Wandelungen und Wanderungen in Kleinasien. — Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen. — Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens. — Anatolische Reisebilder. — Griechenland im letzten Jahrzehnt. — Die Entwickelung des Stadtbildes. — Antike Gräber. — Gern folgen wir den interessanten Darstellungen des Verfassers, der uns überall zu fesseln weiß, gleichviel, ob er uns in die Vergangenheit, in die Blütezeit des Reiches zurückversetzt, oder an einer eigenen Forschungsreise teilnehmen läßt, und mit gleichem Interesse seinen Schilderungen der Armenier, Griechen und Türken, ob er uns nun in Gegenden wie die von Tokat, Siwas u. s. w. führt, die durch die über die Armenier verhängten Verfolgungen so viel von sich reden gemacht, oder uns einen Einblick in die verschiedenartigen Charaktere der türkischen Würdenträger thun läßt. Ueberall aber, selbst da, wo wir Männern begegnen, welche die traurige Lage ihres Vaterlandes erkannt haben und ihrem Volke wirklich aufzuhelfen bemüht sind, drängt sich uns das nicht abzuweisende Gefühl auf, daß die Bestrebungen, im Türkenreiche wirkliche Reformen einzuführen, hoffnungslos sind. Gleichzeitig gewinnen wir aber aus dem Werke doch auch die Ueberzeugung, daß neben den absterbenden alten auch neue lebenskräftige, hoffnungsreiche Elemente erstehen, die diesen altberühmten historischen Ländern eine bessere Zukunft verbürgen. Hirschfelds neuestes Werk: „Aus dem Orient" wird daher gerade in diesen Tagen, in welchen der Widerstreit der Meinungen über die Türkei und Griechenland ein so überaus heftiger geworden ist, gewiß ein gut Teil zur Klärung beitragen und überall freundlich aufgenommen werden. Es darf jedem Gebildeten als eine ebenso gediegene wie interessante Lektüre empfohlen werden.

Verantwortliche Redaktion i. V.: Oswald Bergener

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.